

Reise ohne dich
Irmgard Hülsemann

Nachts bin ich auf der Suche nach meinem verlorenen Leben. Irre verzweifelt in Tränen umher, den Namen des Liebsten rufend. Wohin ist er gegangen? Ohne mich? Diese Ungeheuerlichkeit. Niemand sagt mir, wo ich ihn finde. Ein Nachtleben voll dramatischer Kämpfe und chaotischer Szenen. Mit geballten Fäusten und Muskelkater in den Armen werde ich wach. Ein Bündel Schmerzen. Jeder einzelne Tag ein Kraftakt, unsägliche Mühe anzukommen. Immer als Verliererin. Einmal schwimme ich in einem gigantischen Strom. Eine unbekannte Person neben mir. Niemand sonst. Wir schwimmen. Kein Ufer in Sicht. Nirgends Lebenszeichen. Die Welt steht nur aus lehmig trübem Wasser.

Schwimmbewegungen sind sinnlos. Sinke ins Bodenlose. Ertrinke. Beim Erwachen Schwäche, Ohnmacht und Angst. Und das Wissen, dass ich die Fremde bin. Die Unbekannte. Tagsüber beobachte ich, wie ich sonderbar werde. Staune über das Funktionieren. Die Art Existenz ohne wirkliches, eigenes Leben. Bin in verschiedenen Zeiträumen gleichzeitig an- und abwesend. Alles um mich herum ist unreal. Völlig absurd. Bloss der Schmerz nicht. Nicht die Trauer. Sehnsucht schützt wie ein samtig weiches Tuch. Bitter duftend. Dunkel. Ich falle aus der Zeit. In einen Strom innerer Stille. Das magische Zurückgleiten in die Vergangenheit. Dort bewege ich mich im Reichtum eines wirklichen Lebens, bis die Gegenwart zerrt. Ich möchte in den Erinnerungen verschwinden. Einfach wegbleiben.

Träume, dass Fritz da ist. Spielerische Zärtlichkeit und Nähe. Er tut, als ob gar nichts geschehen sei.

Lacht und versucht mich zu necken, während ich hilflos wütend schreie: Begreifst du nicht, dass ich tot bin?

Macht es dir nichts aus?

Wenn ich weinend aufwache, muss ich mühsam sortieren. Erst begreifen, dass nicht ich, sondern er tot ist.

Zwei Jahre nach seinem Tod weiche ich immer noch vor der Wahrheit zurück.

Während sie unerbittlich, unwiderruflich darauf wartet, von mir aufgenommen zu werden - das mir vom Leben zugedachte -, kann ich nicht aufhören zu schreien: „Ich kann nicht!“ Tonlos. Ein Schrei wie auf dem Bild von Munch.

Beim Herumwandern im Haus erzählen die Dinge

Geschichten. Sein Lachen klingt noch in den Räumen.

Das Geräusch der Schritte tönt. Seine unglaubliche Energie und Lebensfreude spricht aus Vielem. Und ich weiss, es gab einmal ein wirkliches Leben. Beim Anblick unserer

Reisetaschen im Keller ist sofort das Bild da: Wie du mich abholst, wenn ich von Reisen zurück komme. Meist sehe ich dich zuerst. Winke in freudiger Erwartung. Gespannt auf den Moment, wenn du mich endlich siehst. Wünsche mir nichts sehnlicher als das Aufleuchten in deinem Blick. Du überragst alle, stehst lässig da und lässt den Blick umherschweifen.

Wirkst unbeteiligt. Siehst mich nicht. Noch nicht. Irgendwann höre ich auf zu winken. Gepäck geschultert und in der Hand schiebe ich mich voran. Langsam. Übliche Absperrungen und Kontrollen. Ansagen über ankommende und abfliegende Maschinen. Letzte Aufrufe für Fluggäste. Der unvermeidliche Klangbrei. Dann endlich treffen sich unsere Blicke. Du lächelst auf eine unnachahmliche Weise. In mir fließt ein warmer süsser Strom zusammen.

Glücksgefühl. Das Ritual der Begrüssung und Annäherung bestimmst seit Jahren du. Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit sind dir peinlich. Du fühlst dich überfallen. Genötigt. Wirst eckig. Abweisend. Schroff. Oder ironisch. „Nicht hier.“ „Du weisst doch, wie ich das hasse“. Du sagst. „Na, da bist du ja wieder, mein Kleiner“. Niemals Kleine. Ich sage nichts. Sehe dich an. Stürze in eine Umarmung. Verschwinde ganz drin. Spüre deine Lippen in meinem Haar. Mir bleibt die Luft weg. So fest hältst du mich. Nie verrate ich, dass ich am liebsten an dir hochspringen würde. Wie ein junger Hund, Freudenlaute von mir geben. Dich zärtlich beißen. Lecken. Wenigstens

Freudentänze aufführen. Stattdessen sage ich bloss: „Ja, da bin ich wieder“

In all den Jahren habe ich mich nur scheinbar mit dieser Zeremonie abgefunden. Hinter der seltsamen Befangenheit taucht irgendwann die Erinnerung an Vertrautes auf. So als ob nichts gewesen wäre. Keine Trennung. Keine Fremdheit. Das kann Stunden dauern. Oder Tage. Bleibt in seinem Muster rätselhaft. Bei der nächsten Reise beginnt alles von vorne. Mit geschlossenen Augen sehe ich uns. Höre unsere Stimmen. Für Sekunden die Illusion von Normalität. Der Drang, alles endlos zu wiederholen. Eine magische Beschwörungsformel. Vielleicht geschieht ein Wunder? Vielleicht ist alles bloss ein Traum? Ich muss nur wach werden. Mit offenen Augen weiss ich, dass kein Täuschungsmanöver, keine Fluchtbewegung, kein Selbstbetrug nützt.

Trotz dem, wenn es darum geht, dass mein Kopf das „Niemals mehr“ begreifen soll, wird er zu einer dumpfen Masse. Ganz blöde. Jede einzelne Nervenzelle streikt. Kann nicht weiterleiten. Die Botschaft kommt nicht an. Sie ergibt keinen Sinn. Draussen tasten meine Augen - wie in der Kindheit - den Himmel ab. Suchen nach etwas Vertrautem. Finden Wolkenbilder von leidenschaftlichen Küssen, zärtlichen Umarmungen. Verschmelzungen. Wunschbilder. Von Zeit zu Zeit meldet sich eine kritische, tadelnde Stimme flüstert: „Feigling.“ Sieh hin! All die Todesarten. All die Verluste. All die Qualen. All das Leid. Von den Medien täglich zum Frass ausgespuckt. Es hilft nur kurze Zeit.

Bei manchen, die fragen „wie geht es dir?“ wird allmählich die dringliche Bitte deutlich, dass ich endlich sagen möge: „ganz gut. Ich bin wieder da.“ Unmittelbar nach Fridus Tod hatte mir eine Frau geschrieben: „Die schlimmste Phase kommt erst, wenn für alle anderen der Alltag eingekehrt und die Erschütterung längst abgeklungen ist. Erst dann fühlt man, wie sehr das Leben sich verändert und noch verändern muss.“ Alles fehlt mir. Auch die Streitereien. Ich rede laut. Höre mich im Gespräch mit Freunden sagen: „Mein Mann macht dieses oder jenes immer so...“ Während ich schamlos lüge, ahne ich,

wie man verrückt werden kann. Aber ich will seinen Namen sagen. Laut. Ein Mensch verschwindet doch nicht einfach so. Von einer Sekunde zur anderen. „Trauer muss auch mal ein Ende haben“, merken einige fast vorwurfsvoll an, wenn ich nur ansatzweise von meinen Gefühlen spreche. Scheisskluge Sprüche von Leuten, die keine Ahnung haben. Nicht die geringste. Wie soll ich erklären, wofür es keine Sprache gibt? Am ehesten finde ich lebendige Wirklichkeit in der Arbeit. Dort taucht die Person auf, die ich einmal war. Im Kontakt und Gespräch mit Menschen, die auch auf der Suche nach sich selbst sind. Wie kann ich die in Teile zerfallene Person zusammenfügen? Wie weiter leben? Nicht Stunden. Tage. Sondern Wochen. Monate. Vielleicht Jahre. Unvorstellbar.

Vorheriger Text

Nächster Text